

Nutzen und Vermögen.

26

Freitag den 27. Juny 1823.

Der Cashemir = Shawl.

1.

Beschreibung.

Verlornen Ridicul.

„Letzten Mittwoch ist, vermuthlich beyhm Ausgang des Theaters, ein Ridicul verloren worden, darin befanden sich: ein Operngucker von Perlmutter; ein Riechfläschchen von Kryskall mit goldenem, oben etwas eingedrücktem Schraubendeckel; ein Mastuch von Batist, bezeichnet C. S., und ein vorzüglich schöner, feiner, weißer Cashemir = Shawl mit breitem, buntem, türkischem Blumenrande. Dem redlichen Finder wird gegen Rückgabe des Shawls eine, dem Werthe des Fundes angemessene Belohnung versprochen. Sich zu melden bey der Polizey.“

Dieser, an allen Straßenecken erblickte, mit großen Buchstaben gedruckte Anschlagzettel, erregte die Aufmerksamkeit des Grafen von Slabada; denn er glaubte, in der darin enthaltenen Beschreibung lauter Gegenstände zu erkennen, welche seiner Gemahlinn gehörten; und da dieselbe gewöhnlich sehr zerstreut war, und oft die kostbarsten Sachen im Theater oder an andern öffentlichen Orten liegen ließ, so überzeugte er sich immer mehr, sie sey es, welche dem verlornen Ridicul durch die Polizey nachfragen lasse. Er riß einen dieser Zettel ab, und nahm ihn mit nach Hause.

Der Verlust des Shawls war dem Grafen gar nicht gleichgültig; er hatte vor wenigen Wochen fünfzehnhundert Gulden, und zwar nicht in Papier, son-

dern in klingender Münze dafür bezahlt, und wußte zum Voraus, daß, wenn derselbe nicht wieder zum Vorschein käme, die Gräfinn ihm unfehlbar zumuthen würde, ihr ein anderes, vielleicht noch kostspieligeres Tuch anzuschaffen. Zu einem solchen Opfer war er aber jetzt am wenigsten aufgelegt, weil eine geheime Ausgabe seine, vom Hazardsspiele ohnehin geschwächte Casse in der nähmlichen Stunde beynabe erschöpft hatte.

Mißmuthig begab er sich, das Blatt in der Hand, nach dem Zimmer der Gräfinn; diese wählte gerade heftig in einem Kram von Puzwaaren, welche auf allen Tischen, Stühlen, und selbst auf dem Bodenteppich in der größten Verwirrung herum lagen.

„Sie scheinen ängstlich nach etwas Verlorenem zu suchen, gnädige Frau!“ begann der Graf, „und da in diesem Blatte, wird ebenfalls nach etwas gefragt, das vielleicht . . .“

Eine flüchtige Röthe flog über die Wangen der Betroffenen. „Nun ja!“ rief sie aus: „weil Sie's doch errathen haben, so kann ich es auch nicht verhehlen; ich finde den Shawl nirgends mehr! und die Rosette, der ich schon drey Mahl geklingelt habe, zeigt sich nicht, und hilft mir nichts suchen. Ich weiß mich gar nicht recht zu erinnern, wann ich den Shawl zum letzten Mahl umgehabt, und doch glaub' ich, es war am Mittwoch im Theater, wo ich denselben, als mir zu warm wurde, in den Ridicul steckte. Ob ich den ganzen Kram mit heimgebracht oder nicht, will mir durchaus nicht einfallen, und doch mein' ich wieder, den Ridicul mit dem daraus hervorguckenden Cashemir noch gestern auf meinem Canapée gesehen zu haben.“

„Aber, meine Gnädige!“ sprach der Graf: „wie können Sie denn so leichtsinnig mit dergleichen kostbaren Kleidungsstücken umgehen? Wissen Sie denn nicht, daß ein ganzes Capital in einem solchen Tuche steckt?“

„Freilich weiß ich es, Bester!“ erwiderte die Gräfinn; „aber ich kann doch unmöglich meine Gedanken immer nur ausschließlich auf die Erhaltung meines Puges richten, gleich einer ehrbaren Bürgersfrau, welche mit peinlicher Ängstlichkeit über jede Falte ihrer Halskrause wacht. Es ist höchst unangenehm, allein ich glaube in der That, der Shawl sey verloren! Zwar . . . Sie und ich sind im Grunde damit angeführt worden. Glaubten wir doch beyde, er sey ganz frisch aus Ostindien gekommen, und erfuhren erst hinterdrein, daß die russische Fürstin, welche mehr als ein Duzend solcher Shawls mit hierher gebracht, diesen länger als zwey Monate getragen hatte, und ihn dann, als er ihr nicht mehr gefiel, durch die dritte Hand wieder für neu verkaufen ließ! Schon dieser Umstand allein könnte mich über den Verlust trösten, wenn der Shawl nicht wieder gefunden würde, und dann kenne ich Ihre Galanterie, theuerster Ferdinand! Gewiß schaffen Sie mir gleich wieder einen weit schönern, noch nie getragenen Cashemir an!“ Mit diesen Worten streichelte ihn die Gräfinn sanft über die Wangen.

„Sie wähnen vermuthlich, meine Cassé sey ein bodenloses Faß,“ antwortete der Graf; „allein Sie irren sich, Caroline! Ihre Verschwendung für tausend unnütze Dinge nimmt täglich überhand; ich muß bald das letzte meiner Güter verpfänden, und am Ende richten Sie mich zu Grunde, wenn Sie fortfahren, alle Monate einen Shawl von 1500 Gulden über die Schultern zu werfen, denselben zu verlieren, und dann wieder einen andern zu verlangen. Das geht nicht an, gnädige Frau! Sie haben, so viel ich weiß, noch zwey recht hübsche Tücher von dem nämlichen Stoffe.“

„Freilich hab' ich sie,“ sprach die Gräfinn empfindlich; „allein das rothe ist nur für den Morgenanzug geeignet, das grüne paßt nicht zu jedem Kopfschmuck, und dann erfordert der Anstand, daß eine Dame meiner Geburt nicht immer in dem nämlichen Costüm aufträte, wie die gemeinen Leute, welche nur Einen

Gott und Ein Kleid haben. Zudem sind jene beyden älteren Tücher zu klein und schon längst aus der Mode gekommen. Sie, Herr Graf! wissen so gut als ich, daß der Credit eines Mannes von dem Anzuge seiner Gemahlinn abhängt, und daß ein Cashemir-Shawl heut zu Tage bald mehr gilt, als das älteste Adelsdiplom von Pergament. Wie manche Frau aus der zweyten und dritten Classe bedient sich eines echten Cashemirs, gleichsam als einer gestämpelten Einlaßkarte, die ihr auch richtig den Zutritt in die glänzenden Cirkel der höhern Stände verschafft. Wie das Ordenskreuz den Ritter, so zeichnet der Cashemir die Dame aus. Wenn Sie also sich selbst in meiner Person ehren wollen, so dürfen Sie mir dieses Wahrzeichen meines Ranges in der Gesellschaft nicht versagen. Was meine übrigen Ausgaben für ähnliche Gegenstände der ersten Nothwendigkeit betrifft, worüber Sie sich Anzughlichkeiten gegen mich zu erlauben belieben, so muß ich nur bemerken, daß Sie mit Ihren Pferden weit häufiger, als ich mit meinen Kleidern, wechseln, und vermuthlich auch immer die Summen nicht genug berechnen, welche aufgegangen sind, wenn Sie erst mit Tagesanbruch aus ihren Spielhäusern heim kommen.“

Das Gespräch war auf dem Punct, eine sehr gehässige Wendung zu nehmen, als der Haushofmeister hereintrat, und berichtete: die Kammerjungfer sey nirgends zu finden, in ihrem Zimmer alles aufgeräumt, ihr Schrank offen und leer, und sie selbst, aller Wahrscheinlichkeit nach, entwichen.

„Was! Rosette hat sich aus dem Staube gemacht?“ schrie die Gräfinn. „Dacht' ich's doch, es müsse etwas besonderes bey ihr obwalten! Vor einigen Monaten sah sie so elend aus, und klagte häufig über Kopfschmerz und Übelkeiten. Seither schienen ihr alle Kleider zu enge zu werden; gestern noch war sie so verlegen! Ob sie wohl meinen Shawl gestohlen hat?“

Der Graf, welcher keine besondere Verwunderung über Rosette's Verschwinden geäußert hatte, behauptete, sie dürfte sich schwerlich entblödet haben, solch ein Verbrechen zu begehen.

„Immer haben Sie diese Dirne entschuldigt, wenn sie noch so dreist wurde,“ bemerkte die Gräfinn spitzig. „Ich kann gar nicht begreifen, warum gerade Sie, Herr Graf! noch jetzt als ihr Vertheidiger auftreten

wollen, da doch aller Anschein gegen sie zeugt; es mißten denn geheime Beziehungen Statt gefunden haben, die mir eigentlich gar nicht gleichgültig seyn können.“

Der Graf verbeugte sich stillschweigend, und verließ das Zimmer. Am folgenden Tage borgte er Geld, und kaufte seiner Gemahlinn einen neuen Caschimir-Schawl.

(Die Fortsetzung sol gt.)

N e c r o l o g

des k. k. Ober-Kämmerers, Grafen Rudolph v. Wrba.

(Beschluß.)

Während des neuen großen Kampfes (1813—1815), der das Schicksal von Europa entschied, blieb Graf Wrba, als unzertrennlicher Begleiter seines Kaisers, wieder der erste und treueste Wächter für seine Sicherheit. In diesen verhängnißvollen Perioden, so wie schon vordem, während des Feldzugs im Jahre 1809, nahm er, so oft der Monarch wegen der vielen feindlichen Streit-Parteyen irgend einer Gefahr ausgesetzt zu seyn schien, sein Nachtlager stets vor dem Schlafgemache seines Kaisers; und so hätte der Feind eher über den Leichnam des Grafen hinwegschreiten müssen, ehe es ihm gelungen wäre, das Haupt des Gesalbten des Herrn zu erreichen. Mit Begeisterung faßte der Graf den Vorschlag einiger vom böhmischen Herrenstande aus, zum Schutze des Landesvaters eine Leibwache aus dem böhmischen Adel zu bilden, und sein Sohn, Eugen, durfte in dieser Leibwache nicht fehlen, während einer der jüngern Söhne, Ladislaus, in den Reihen tapferer Reiter-scharen gegen die Feinde stürmte, ein anderer hingegen, Dominik, durch Wunden, und der Jüngste, Rudolph, durch sein zartes Alter, vom Felde der Ehre zurückgehalten wurde.

Wie groß war die Freude dieses echten Patrioten, als er nach einem schweren Kampfe die gerechte Sache seines Kaisers siegen, und zugleich den hohen Jubel sah, mit dem die ältesten Söhne Oesterreichs ihrem Landesvater den frohen Willkommen entgegen riefen. Wohl verdiente er, daß seine treue Brust mit dem Heereskreuze, und dem der böhmischen Leibwächter geschmückt wurde; beide waren nur dem Verdienste

in dieser sturmbelegten Zeit geweiht; aber das Großkreuz, der eisernen Krone, das er gleich nach Wiederherstellung dieses Ordens erhielt, war ein neuer glänzender Beweis, wie gern der Landesfürst die vieljährigen treuen Dienste Seines Wrba anerkenne. Auch die meisten Fürsten Europa's, die, während der letzten Feldzüge oder der Congresse, Wrba's Werth erkannt, beeiferten sich, ihn durch Verleihung Ihrer vorzüglichsten Orden auszuzeichnen.

Doch keiner unter denselben hatte den Adel seines Gemüthes mehr gewürdigt, als der erhabene Beherrscher von Rußland. Lebhaft hatte Er gewünscht, den Mann persönlich kennen zu lernen, den Ihm der Ruf als einen der edelsten Menschen geschildert; als Er aber die wiederholte Gelegenheit fand, Wrba's Betragen in höchst bedenklichen Augenblicken zu beobachten, und das Innerste seines Herzens zu prüfen, gestand er: Der edle Graf verdiene der Begleiter des Kaisers von Oesterreich zu seyn. Diese Hochachtung wuchs mit der Zeit, und bey jedem neuen Wiedersehen erhielt Graf Wrba neue Beweise derselben.

Familienfreunden jedoch rührten den Grafen am meisten; mit Wonne schloß er jeden seiner Enkel in die Arme, und dankte der Vorsehung für ihr kostbares Geschenk; doch wie ängstlich besorgt war er dagegen, wenn einer derselben erkrankte, und seine Heiterkeit kehrte erst mit der Nachricht von der Genesung des Theuren zurück. Tief beugte ihn der Verlust einer Tochter, die in der Blüthe ihrer Jahre verschied; doch der letzte Schlag, der ihn noch treffen sollte, war der Tod seiner Schwester (August 1822), ihm doppelt theuer durch Bruderliebe und Dankbarkeit, da sie seinen Kindern die zweyte zärtliche Mutter gewesen.

Mit erschüttertem Gemüthe und geschwächter Gesundheit reiste er zum Congresse nach Verona, wo er sich eine Brustbeschwerde zuzog, deren Keim vielleicht früher schon in ihm lag. Sein Dienstfeier ließ ihn die ersten Anzeichen einer gefährlichen Krankheit nicht achten; später verschwie er sie, um auf der Rückreise von der Person des geliebten Monarchen sich nicht trennen zu dürfen, und durch die unerfüllte Hoffnung des Wiedersehens seinen guten Kindern nicht ängstliche Besorgnisse zu verursachen. Da man die Reise während einer strengen Kälte im Monate December von Vene-

dig durch das Sugauer Thal über den Brenner nach Innsbruck und Salzburg unternahm; so wurde durch sie des Grafen Zustand wesentlich verschlimmert, und er kam erkrankt zu Wien an.

Zwar schien es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit zu seyn; doch die längere Dauer der Krankheit erweckte allmählich Besorgnisse, die die täglichen Anzeigen der Ärzte bald und bedeutend vermehrten. Die Feyerlichkeit, als der Erkrankte die heiligen Sacramente der Sterbenden empfing, enthüllte zuletzt das furchtbare Geheimniß; und von nun an fehlte es in den nächsten Pfarren und Kirchen an Priestern, um alle die heiligen Messen zu lesen, welche selbst die Ärmsten aus dem Volke angeordnet, um von der Vorsehung die Erhaltung eines so theuren Lebens zu erslehen. Der Kaiser folgte der Stimme Seines Herzens, und besuchte den Kranken mit einem Besuche. Er bemühte sich ihn zu erheitern, indem Er ihn sowohl an die Tage ihrer ersten Bekanntschaft erinnerte, als auch an die der spätern Zeit. Doch besorgt, den Kranken möge das Gespräch zu sehr rühren, nahm Er mit den tröstenden Worten Abschied von ihm: „Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen; hat es aber die Vorsehung anders beschloffen, so sehen wir uns doch dort gewiß.“ — Die Augenblicke dieser Unterredung waren für den Kranken auch die letzten seines Bewußtseyns; er fiel in einen betäubenden Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte; und den 30. Jänner d. J. Morgens um vier Uhr weinten seine abwesenden Kinder über der Leiche des zärtlichsten Vaters.

Die Nachricht vom Tode des Grafen erweckte die tiefste Trauer unter allen Ständen, und wurde als ein allgemeines Unglück beweint. „Ich habe Meinen besten Freund verloren!“ rief der Kaiser höchst bewegt aus. — Den Leichenzug des Grafen feyerte man mit dem Gepränge, wie es der Geburt, dem Range, und den Verdiensten des Verstorbenen gebührte; doch die höchste Feyer, die kein Amt, kein Aufwand und kein Geboth erzwingen kann, war der hohe Schmerz, den alle Anwesenden mit der tiefgebeugten Familie theilten. In treuer Erinnerung, was der Graf ihnen einst gewesen, klagten die Bürger: Unser Wohltäter, unser

Retter ist nicht mehr!“ „Das Vaterland hat viel verloren!“ rief sich mit bedeutungsvollem Ernst der hohe Adel zu. Ein ehrenvolles Todtengericht! Und das Urtheil der Hauptstadt bestätigten einmüthig alle Länder des österreichischen Kaiserthums. Nach der Einsegnung in der Hofkirche der PP. Augustiner wurde der Leichnam in die Gruft der Väter nach Horowitz abgeführt, und von einer großen Menge unter Gebeth und Thränen bis über die Brücken begleitet.

So lange Tugend kein leerer Name ist, werden die Edlen kommender Jahrhunderte ihren Söhnen als ein preiswürdiges Vorbild das Leben dieses Mannes darstellen, den sein Kaiser mit dem schönsten Ehrentitel, dem des Freundes, bezeichnet, und um den die heißen Thränen des Volkes geflossen sind. Mit Wohlgefallen wird der künftige Geschichtschreiber unserer Tage bey den Thaten eines Edlen verweilen, dessen ganze staatsbürgerliche Laufbahn nur rührende Beispiele der unerschütterlichen Treue darbietet: und mit Stolz wird dann der Österreicher ausrufen: „Er gehörte unserem Vaterlande an!“

Wir legen daher nicht ohne Thränen, diesen einfachen Cypressen-Kranz auf den Marmor nieder, der die Asche eines der edelsten Sterblichen deckt, und scheiden mit der Beruhigung, daß in späterer Zeit Einer der gebildetsten Söhne Österreichs hervortreten wird, um den Geist und das Gemüth dieses unvergesslichen Mannes nach Würde zu schildern; des schönen Lohnes sich erfreuend, daß im Geleite des ehrwürdigen Schattens auch sein Name zu den kommenden Geschlechtern gelangen wird.

Litterarische Anzeige.

Die Schönschreibekunst.

Dargestellt in zwölf lithographirten Tafeln mit erläuterndem Texte, von Franz Petter.

Gräß, bey Jos. Friedr. Kaiser.

Dieses schöne, empfehlungswürdige Werk ist gleich brauchbar für Privatlehrer als für Selbstlernende. Der Verfasser desselben, Herr Franz Petter, gegenwärtig Professor der deutschen Sprache am k. k. Gymnasium zu Ragusa, hat nichts unterlassen, demselben den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit zu geben. Die Belehrung ist in dreysig Briefe an einen Jüngling eingetheilt, und so faßlich, daß jeder Jüngling mit Hülfe dieses Werkes und anhaltender Übung in Stunden der Muße sich eine schöne Schrift eigen machen kann; ein nicht geringer Vorzug bey Geschäftsleuten, in Schreibstuben und Kanzleyen. Die lithographirten Schreibmuster ersetzen den besten Kupferstich.

Zu haben bey den Buchhändlern Korn und Licht in Laibach.